

BERICHTE

Konferenz zur Zeitgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns

Am 22. März 1996 fand die von der Geschichtswerkstatt Rostock e.V. in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische Bildung organisierte Konferenz zur Zeitgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns und ihrer Umsetzung in der Bildungsarbeit in den Räumen der Rostocker Volkshochschule statt. Über 50 Interessierte waren der Einladung gefolgt, um Probleme der regionalen Geschichte von 1918 bis 1989/90 zu diskutieren.

Obwohl die Vortragenden und die Zuhörer ein dicht gepacktes Tagungsprogramm erwartete, entwickelte sich die Geschichtsbegeisterung der Teilnehmer zu einer offenen und entspannten Arbeitsatmosphäre. Der Professor sprach gleichberechtigt neben dem Laienforscher, und Historiker aus den alten und neuen Bundesländern hörten einander geduldig zu, auch wenn die Sprache auf ihre unterschiedlichen Erfahrungshintergründe kam.

Auf der Konferenz gelangten am Vormittag vier übergreifende und bilanzierende Themen, am Nachmittag 21 spezielle Beiträge zur historischen Forschung in drei Arbeitskreisen zum Vortrag.

Die Spannbreite der Vorträge war weit gefächert, reichte von den Auswirkungen der Novemberrevolution auf die Greifswalder Kirchengemeinden über die Biographie des Volkskundlers Richard Wossidlo und der Frauenrechtlerin Käthe Schirmacher sowie die Hintergründe des Abrisses der Rostocker Christuskirche 1971 bis zur Geschichte der „Wende“ im Norden der DDR. Die

Mehrzahl der Beiträge vermittelte neue Erkenntnisse zum politischen und sozialen Wandel Mecklenburg-Vorpommerns zwischen dem zweiten Weltkrieg und der Bildung der drei Nordbezirke der DDR. Forschungen zu diesem Zeitraum werden derzeit intensiv betrieben.

Erfreulicherweise war es den Veranstaltern gelungen, nicht nur Forschende aus Mecklenburg-Vorpommern als Referenten zu gewinnen, sondern auch Historiker von den Universitäten Münster und Marburg sowie vom Haus der Geschichte in Bonn. Trotz der Erschöpfung beteiligten sich noch mehrere Konferenzteilnehmer an der abendlichen Podiumsdiskussion zu den Problemen der zeitgeschichtlichen Bildungsarbeit. Kontroverse Positionen zur Umsetzung der Zeitgeschichtsforschung in Schule, Universität, Erwachsenenbildung und Freizeit wurden formuliert und regten zum Nachdenken an.

Übereinstimmend äußerten die Konferenzteilnehmer ihre Befriedigung über den Veranstaltungsverlauf, der neben den zahlreichen Vorträgen auch viele Möglichkeiten zu Kontaktaufnahmen und weiterführenden Fachgesprächen bot. Der Info-Stand quoll fast über von Materialien über Vereine, Projekte, Broschüren und Kontaktadressen zur Zeitgeschichtsforschung nicht nur im Bundesland Mecklenburg-Vorpommern. Insgesamt eine gelungene Veranstaltung, die zu weiterführenden Aktivitäten geradezu auffordert.

Andreas Wagner, Rostock

Dokumentarfilm zum Itzehoer Mahnmal

Auf den Tag genau 50 Jahre nach Einweihung des Itzehoer Mahnmals für die Opfer des Nationalsozialismus fand am 8. September 1996 im Rathaus der Stadt die erste öffentliche Vorführung des Dokumentarfilms „Das Mahnmal - erbaut, verdrängt, wiederentdeckt“ statt, den Filmemacher Peter Hertling nach einer Idee und dem Drehbuch des Fernsehjournalisten Michael Legband für den NDR gedreht hat.

Der Film erzählt die ungewöhnliche Geschichte des ersten Mahnmales seiner Art in Schleswig-Holstein, das 1946 in Itzehoe auf Initiative des ein Jahr zuvor aus dem KZ entlassenen Filmproduzenten Gyula Trebitsch erbaut, in den fünfziger Jahren aber in eine entlegene Ecke des Itzehoer Stadtparkes versetzt und erst zu Beginn der neunziger Jahre „wiederentdeckt“ wurde. Dank der hartnäckigen Bemühungen Michael Legbands steht es heute wieder fast an seiner ursprünglichen Stelle.

Auf der Grundlage von historischem Filmmaterial, Bilddokumenten, Zeitzeugeninterviews und natürlich Realaufnahmen an verschiedenen Orten Norddeutschlands ist eine beachtliche Dokumentation gelungen, die nicht nur Itzehoe der NS-Geschichte zuordnet (hier wurden die erste NSDAP-Ortsgruppe und die erste NS-Tageszeitung Schleswig-Holsteins gegründet), sondern auch in einfachen Strichen die Kulmination des Nationalsozialismus im Zweiten Weltkrieg und besonders in der verbrecherischen Politik gegenüber Minderheiten und Oppositionellen darstellt.

Die politisch-historische Entwicklung wird dabei teilweise in der Lebensgeschichte Trebitschs widerspiegelt,

dessen Leidensweg ihn als Zwangsarbeiter in die Kupferminen von Bor in Jugoslawien und als Häftling in die Konzentrationslager Sachsenhausen und Barth bei Rostock führte. Bei Kriegsende wurde er in der Außenstelle des KZs Neuengamme in Wöbbelin bei Ludwigslust von amerikanischen Truppen befreit und zur Erholung von den überstandenen unmenschlichen Strapazen ins Itzehoer Krankenhaus gebracht.

Bald nach seiner Genesung faßte Trebitsch den Entschluß, ein Zeichen für die unzähligen Opfer der Nazi-Herrschaft zu setzen. Zufällig traf er mit dem für seine Backsteinbauten bekannten Architekten Fritz Höger zusammen. Trebitsch schildert im Film die Gespräche mit dem vom Nationalsozialismus enttäuschten Höger, aus denen die Idee des Itzehoer Mahnmales resultierte. Es sollte die letzte Arbeit des Mannes werden, der einst zum Baumeister des Nationalsozialismus aufzusteigen gehofft hatte.

Neben dieser ungewöhnlichen Kooperation dokumentiert der Film auch die vielleicht nicht nur für Itzehoe typische Art des Gedenkens an die NS-Opfer. Schon zu Beginn der Fünfziger endete die Tradition jährlicher Gedenkfeiern am Mahnmal, das schließlich - vorrangig aus stadtplanerischen Gründen - in den ehemals nach Adolf Hitler benannten Stadtpark versetzt wurde.

Hertlings und Legbands Film überzeugt nicht zuletzt auch durch die gelungene Kombination historischen und aktuellen Bildmaterials. Außer Wochenschauauszügen über den Zweiten Weltkrieg sind auch Ausschnitte aus dem Film zum Itzehoer Stadtjubiläum von

1938 mit zahlreichen Vorbeimärschen Uniformierter verarbeitet. Die amerikanischen Filmdokumente von der Befreiung des Lagers Wöbbelin sagen mehr als alle Worte; überhaupt verzichten die Autoren über weite Strecken des Films geschickt auf eigene Kommentare und greifen statt dessen auf literarische Texte zurück, die Christian Quadflieg 1994 auf einer Benefizveranstaltung für die Umsetzung des Mahnmals vorgetragen hatte. Auf diese Weise gewinnen die Bilder ihre stärkste Ausdruckskraft.

Mag in der historischen Beschreibung auch hier und da aus fachlicher Sicht etwas zu pointiert formuliert worden sein (etwa - sinngemäß - daß 'die deutschen Truppen im Krieg den Weg nach Auschwitz freibombten'), und mögen zuweilen historische Bilder und Ori-

naltöne etwas willkürlich aufeinander montiert sein, tut das der Qualität der gesamten Arbeit doch keinen Abbruch. Der Film wurde am 18. September von N 3 ausgestrahlt; eine englische Fassung wird wahrscheinlich 1997 auf einem Dokumentarfilmfestival in Israel gezeigt werden.

Peter Hertling / Michael Legband:
Das Mahnmal - erbaut, verdrängt,
wiederentdeckt. Dokumentarfilm 1996,
43 Minuten. (eine Kopie kann als VHS-
Cassette beim AKENS ausgeliehen wer-
den).

Buchtip: Michael Legband, Das Mahn-
mal - erbaut, verdrängt, wiederentdeckt.
Itzehoe: Verlag Peter Gerbers 1994.
139 S.

Kay Dohnke

Ein Besuch in Riga

Zu Beginn dieses Schuljahres erhielt die Geschwister-Prenski-Schule in Lübeck eine Einladung, zu einer Feierstunde am 8. September 1996 nach Riga zu kommen. Auf Initiative der Deutsch-Jüdischen Gesellschaft in Hamburg sollten drei Gedenksteine für die nach Riga deportierten und dort ermordeten Menschen errichtet werden.

Drei Lehrkräfte entschlossen sich, der Einladung zu folgen und für ein verlan-

gertes Wochenende nach Riga zu fahren. Von der Stadt Lübeck bekamen wir ein Grußwort mit sowie eine umfangreiche Medikamentenspende für das jüdische Krankenhaus.

Am Freitag, den 6. September 1996, stiegen wir vormittags in Hamburg ins Flugzeug, am Montag abend kamen wir zurück. Die Eindrücke dieser wenigen Tage ließen uns lange Zeit brauchen, wirklich wieder in Lübeck anzukommen.

Die touristische Seite der Reise

Der Weg vom Flughafen zum Hotel Latvia führte über die Daugava in die Innenstadt von Riga. Die Hauptstadt Lettlands hat mittlerweile eine Million Einwohner, von denen aber nur ein geringer Teil in der verhältnismäßig kleinen und überschaubaren Altstadt lebt,

die meisten wohnen in den großen Trabantensiedlungen und anderen Vororten.

Beim Rundgang durch die Altstadt erinnerte uns die Hansestadt Riga mit den großen Plätzen und Kirchen an Lübeck oder Bremen. Auch in Riga hat

man vom Turm der Petri-Kirche einen schönen Überblick über das Stadtgebiet. Einmalig sind die zahlreichen Jugendstil-Bauten. Große Teile der Altstadt sind wunderschön restauriert oder werden gerade saniert, andere Häuser und teilweise ganze Straßenzüge wirken dagegen völlig verfallen.

So wie die Bausubstanz, ist das ganze

Kontakte zur Vidus-Skola

Das Kollegium der 49. Vidus-Skola in der Valdemara Straße 65 hatte sich auf unseren Besuch gut vorbereitet. Gleich in der Halle des Flughafens erwartete uns überraschenderweise eine Kollegin, die wir von ihrem Aufenthalt in Lübeck schon kannten, um uns mit einem Wagen ins Hotel zu bringen. Sie nahm sich Zeit, anschließend mit durch die Altstadt zu gehen, und begleitete uns am Samstag nachmittag zu einem Essen mit dem Direktor der Schule in ein Restaurant für lettische Spezialitäten.

Sehr gefreut hat uns, daß zur Feier-

Jüdische Vergangenheit

Die wichtigsten Eindrücke nahmen wir aus dem „jüdischen“ Riga mit. Am Samstag vormittag hatten wir Zeit, allein einige der Orte aufzusuchen, die uns von der Spurensuche nach den Geschwistern Prenski schon ein Begriff waren.

Ganz in der Nähe der Altstadt und des Bahnhofes liegt die sog. „Moskauer Vorstadt“, in der von 1941 bis 1943 das Ghetto für die jüdischen Familien abgegrenzt wurde. Die Slums von Riga, die vor dem Krieg vor allem von armen jüdischen Familien bewohnt waren, wurden zum Ghetto, in dem kaum je-

man vom Turm der Petri-Kirche einen schönen Überblick über das Stadtgebiet. Einmalig sind die zahlreichen Jugendstil-Bauten. Große Teile der Altstadt sind wunderschön restauriert oder werden gerade saniert, andere Häuser und teilweise ganze Straßenzüge wirken dagegen völlig verfallen.

Leben in Riga von starken Kontrasten geprägt: Von höchster Eleganz bis zu bitterster Armut begegnete uns alles, und zwar direkt nebeneinander und gleichzeitig. Insbesondere der Anblick der vielen alten Frauen, die in sehr ärmllicher Kleidung auf den Straßen einige Blumen aus ihrem Garten zum Verkauf anbieten, war immer wieder bedrückend.

stunde auf dem jüdischen Friedhof am Sonntag zwei Mitglieder des Kollegiums kamen.

Am Montag vormittag schließlich besuchten zwei Kollegen die Schule. Sie konnten in verschiedenen Klassen hospitieren und hatten anschließend Gelegenheit zu Gesprächen mit mehreren Lehrkräften. Das Kollegium der Vidus-Skola hat großes Interesse an einer Partnerschaft mit unserer Schule. Da allerdings die Unterschiede sehr gravierend sind, scheint uns ein Austausch derzeit kaum realisierbar.

mand überlebte und das am 2. November 1943 liquidiert wurde.

In die leerstehenden Gebäude zogen nach dem Krieg wiederum arme Familien, diesmal vorwiegend umgesiedelte russische Familien, z.B. aus dem Kaukasus. Auf unserem Weg durch die Straßen des damaligen Ghettos sahen wir, daß sich der heutige Anblick der Häuser kaum von dem auf den alten Fotos unterscheidet. Selbst die verwahrlosten Häuser sind auch jetzt bewohnt.

Der alte jüdische Friedhof der Moskauer Vorstadt wurde nach 1945 zum „Park der kommunistischen Brigaden“



Reste der ehemaligen Choralssynagoge an der Gorgola iela (Foto: Kugler-Weimann)

gemacht, alle Grabstätten wurden dazu entfernt. Seit 1994 erinnert ein Gedenkstein an die frühere Bedeutung der Grünfläche.

Von den vielen Synagogen Rigas steht heute nur noch eine. In einer kleinen Altstadtstraße liegt die „Peitav Schul“, die ähnlich wie die Lübecker Synagoge nur wegen der benachbarten Bauten nicht in Brand gesteckt wurde. Die große Choralssynagoge an der Gogola iela, ganz in der Nähe der „Moskauer Vorstadt“, wurde dagegen 1941 von einem lettischen Kommando in Brand gesetzt. Viele Hunderte jüdischer Menschen waren in der Synagoge eingeschlossen und verbrannten.

1988 wurden die Reste der Kellermauern freigelegt und so eine Gedenkstätte errichtet. Sie scheint in der tristen Umgebung einer ungepflegten Grünanlage für viele Leute allerdings eher die

Bedeutung eines Pissoirs zu haben.

Aus der „Moskauer Vorstadt“ brachte uns ein Taxi zum Bikernieki-Wald, dem „Hochwald“ von Riga, einem großen Waldstück im Stadtgebiet. Hier fanden wir nicht weit von der Straße entfernt eine Gruppe von sechs Massengräbern. Lediglich eine Steineinfassung deutet auf die Grabstätten hin. An einer strategisch geschickt gewählten Stelle wurden 1941 und 1942 vor allem ältere Menschen und Kinder der deportierten jüdischen Familien in eine Senke zwischen zwei Erhebungen getrieben und erschossen. Möglicherweise sind hier auch Margot, Martin und Max Prenski umgebracht worden, wenn sie nicht bereits vorher auf dem Jungfernhof an der Daugava verhungert oder erfroren sind.

Leider blieb uns keine Zeit, zum Jungfernhof zu fahren. Von dem ehemaligen Gutshof sind heute nur noch

wenige Gebäudereste zu erkennen, hier gibt es keine Zeichen der Erinnerung. Auch den Bahnhof Skirotova, an dem die Deportationszüge ankamen, haben wir nicht gesehen, und es fehlte die

Zeit, nach Rumbula zu fahren, dem Ort, wo viele lettische Juden umgebracht wurden, um Platz im Ghetto für die ankommenden Transporte aus Deutschland und Österreich zu schaffen.

Die Situation der überlebenden lettischen Juden

Alle diese Orte der Vernichtung jüdischen Lebens spielten in unseren Gesprächen am Samstag abend eine Rolle. Wir waren zu Gast bei Herrn und Frau Vestermanis.

Margers Vestermanis, lettischer Jude deutscher Abstammung, ist etwa 70 Jahre alt und leitet als Historiker das jüdische Museum und Dokumentationszentrum in Riga. Ihn kannten wir bereits von seinen Besuchen in Lübeck.

Als Jugendlicher war er gezwungen, auf dem Jungfernhof in einem Stall die Stellagen zu zimmern, die als Lagerstätten für die aus Deutschland kommenden Juden dienten. Seine ganze Familie kam in Riga ums Leben, ihm gelang es, aus dem Ghetto zu fliehen und sich in den Wäldern durchzuschlagen.

Frau Vestermanis ist ebenfalls 70 Jahre alt und hat bis vor zwei Jahren als Lungenfachärztin in einem Rigaer Krankenhaus gearbeitet.

Das Ehepaar Vestermanis gehört zu den mittlerweile nur noch 93 lettischen Juden in Riga, die die Nazizeit überlebt haben. 1935 gab es in Lettland 43.600 Juden, 1944 lebten noch 175 von ihnen. Das Leben und die jetzige Situation dieser Menschen läßt sich folgendermaßen skizzieren:

Als Kinder und Jugendliche erlebten sie vor dem 2. Weltkrieg im stark antisemitischen Lettland und unter sowjetischer Besetzung Diskriminierung und Verfolgung, während des Krieges ent-

gingen sie knapp der Ermordung durch die Deutschen oder durch lettische Gruppen, nach dem Krieg wurde ihr Schicksal in der Sowjetunion ignoriert. Jetzt nach der „Wende“ in Lettland werden sie im Alter erneut mißtrauisch betrachtet von der lettischen Bevölkerung und Regierung. Die deutsche Regierung lehnt es ab, ihnen als NS-Opfern eine individuelle „Entschädigung“ zu zahlen. Diese Hilfe würden sie bekommen, wenn sie in die Bundesrepublik übersiedelten.

Alle Überlebenden sind mittlerweile im Rentenalter und erhalten die in Lettland übliche Einheitsrente von 40 Lat (das entspricht etwa 120 DM). Mit dieser Rente läßt sich bei dem inzwischen entstandenen Preisniveau gerade die Miete bezahlen.

Mit uns zu Gast bei Frau und Herrn Vestermanis war an diesem Wochenende Winfried Nachtwei aus Münster, der sich als Bundestagsabgeordneter von Bündnis 90 / Die GRÜNEN intensiv für Entschädigungszahlungen an die Überlebenden im Baltikum einsetzt. Gleichzeitig hat er zusammen mit anderen Menschen in Deutschland eine „Soforthilfe“ aus Spendengeldern initiiert, die den jüdischen Menschen das Leben erleichtern soll und für viele überhaupt erst das Überleben ermöglicht.

Wir hatten am Sonntag vormittag die Gelegenheit, an der monatlichen Zusammenkunft des Vereins der ehemali-

gen jüdischen Ghetto- und KZ-Häftlinge Lettlands teilzunehmen. An diesem Morgen ging es um die Einrichtung eines Härtefonds, um all denen, die schwerkrank sind, besser helfen zu können. Winfried Nachtwei informierte die Anwesenden über die aktuelle Entwicklung seiner Bemühungen in Deutschland. Auch wir stellten uns vor und überreichten eine Spende unserer Schule.

Anschließend wurde die „Soforthilfe“ an die einzelnen Leute ausgezahlt. Derzeit können jedem Menschen, der nicht noch über andere Einkünfte als die Rente verfügt, 150 DM (= 50 Lat) im Monat gegeben werden. In vielen Gesprächen während dieser Zusammenkunft wurde uns die große Dankbarkeit für diese Spenden gezeigt, gleichzeitig aber auch das Gefühl von Erniedrigung sehr deutlich beschrieben.

Errichtung eines Gedenksteins auf dem jüdischen Friedhof

Am späten Sonntag vormittag fand dann schließlich auf dem „neuen“ jüdischen Friedhof die Feierstunde zur Enthüllung der Gedenksteine statt. Viele aus dem Kreis der ehemaligen Häftlinge waren gekommen, etliche Journalisten und einige andere Interessierte. Nicht erschienen war trotz vorheriger Zusage die Vertretung der deutschen Botschaft.

Nach den Ansprachen des Bürgermeisters von Riga, des Oberrabbiners und eines Rabbiners sprachen Vertreter einiger deutscher Städte, aus denen jüdische Menschen nach Riga deportiert worden waren. Winfried Nachtwei berichtete über die Deportationen aus Münster, Osnabrück und Bielefeld, der Vorsitzende der deutsch-jüdischen Ge-

sellschaft in Hamburg, W. Mosel, ergriff das Wort für die Hamburger und Kölner Juden. Wir verlasen Auszüge aus dem Grußwort der Stadt Lübeck und erinnerten an die Geschwister Prenski.

Erst in Riga erfuhren wir in Gesprächen, wie umstritten die Aufstellung dieser Gedenksteine ist. Befürchtet wird vor allem, daß eine geplante Gedenkkanlage im Hochwald in der Nachfolge jetzt nicht mehr zustande kommt. Äußerst problematisch empfand ich das Auftreten des Initiators, des Vorsitzenden der Deutsch-Jüdischen Gesellschaft in Hamburg. Z.B. hatte er sich über ein Verbot der Familie Carlebach, den Namen auf dem Gedenkstein einzusetzen, völlig hinweggesetzt.

Dokumentationszentrum und Museum „Holocaust in Lettland“

Am Montag vormittag ging ich noch einmal in die Skolas iela Nr. 6, in das Haus der jüdischen Gemeinde Riga, das sie erst 1989 zurückerhalten hat. Im Erdgeschoß wird eine Art Cafeteria betrieben, die ein wichtiger Treffpunkt der alten Leute ist. Außer einem großen Theatersaal und mehreren Verwaltungsräumen befinden sich in den oberen

Stockwerken seit 1990 auch das Dokumentationszentrum und Museum.

Seit 1995 ist hier die Ausstellung „Der Holocaust in Lettland“ zu sehen. Finanziert wurde die sehr gut aufgemachte Ausstellung durch Spenden aus Deutschland. Die Texte sind in vier Sprachen zu lesen: in Lettisch, Russisch, Hebräisch und Englisch.

Anschließend konnte ich einen ebenfalls 1995 entstandenen kurzen Videofilm ansehen. Das „Kaddisch für die lettischen Juden“ ist ein Film ohne Worte, von der Musik des Gebetes für die Verstorbenen begleitet sind Dokumente zusammengestellt: Fotos und ein kurzer

Amateurfilmausschnitt. Diese Bilder haben mich, obwohl ich fast alle schon einmal in Ausstellungen oder Büchern gesehen hatte, sehr ergriffen und begleiten mich noch immer.

Heidemarie Kugler-Weimann

Spenden für die Soforthilfe können über das Spendenkonto in Münster nach Riga geschickt werden: Winfried Nachtwei, Nordhornstr. 51, 48161 Münster, 0251 / 86530. Spendenkonto 10 005 007, Stadtparkasse Münster, BLZ 400 501 50.

St. Peter-Ording und Gustav Frenssen - Streit um einen Straßennamen

1972 war in St. Peter-Ording eine Straße nach Gustav Frenssen benannt worden. Die Gemeinde hatte damals für ein Neubaugebiet Dichternamen der Westküste ausgesucht: Storm, Hebbel, Frenssen und Groth. Die Entscheidung läßt erkennen, daß es in jenen Jahren offenbar keine Schwierigkeiten bereitete, auch Frenssen zum Namensgeber für eine Straße zu machen. Er galt als der Dithmarscher Heimatschriftsteller schlechthin, war Beispiel für das erfolgreiche literarische Engagement an Schleswig-Holsteins Westküste.

Als sich 1995 die Gemeindevertretung von St. Peter-Ording zu einer Umbenennung des Gustav-Frenssen-Weges entschloß, hatte sich das Frenssen-Bild sehr geändert: Seit Jahren gibt es Umbenennungen von Frenssen-Straßen. Werk und Persönlichkeit des Schriftstellers werden mehr und mehr Thema sachlicher und wissenschaftlicher Auseinandersetzungen, die erkennen lassen, daß nicht harmlose Heimatdarstellung Frenssens Interesse und Anliegen war, sondern vor allem sein Einsatz für ganz bestimmte ethische Anschauungen, politische Ziele und ideologische Über-

zeugungen. Seit 1932 hatte Frenssen entschieden einen antibürgerlichen radikalen Nationalsozialismus propagiert.

Vor diesem inzwischen doch bekannter gewordenen Hintergrund wäre es nicht erstaunlich gewesen, wenn die Straßenumbenennung in St. Peter-Ording ohne weiteres gelaufen wäre wie in anderen Städten Schleswig-Holsteins und auch in Hamburg. Dem war und ist nicht so. Und das ist erstmal gut so, denn die Geschichte der Frenssen-Straßen nach 1945 macht ein Dilemma deutlich: Gremien entscheiden über Straßennamen, ohne sich hinreichend über Hintergründe zu informieren. Bürgerinnen und Bürger bleiben in der Regel vom Prozeß, der zur Straßenumbenennung oder wie in diesem Falle zur Umbenennungen führt, ausgeschlossen. Das war zumindest einer der Gründe, warum Anwohnerinnen und Anwohner des Frenssen-Weges in St. Peter-Ording den Umbenennungsbeschuß nicht hinnehmen, sondern bei der Gemeinde protestierten.

Sie erreichten damit einen Aufschub des Beschlusses. Es sollte Gelegenheit gegeben werden, sich vor der Um-

benennung ausführlich mit Frenssen auseinanderzusetzen. Darum lud die Universitätsgesellschaft zum 10. Oktober 1996 ins Gemeindehaus der Kirche von St. Peter-Ording ein. Hauptreferent war Kay Dohnke, ich selbst sollte ein Statement dazu abgeben. Viele Besucher kamen, aber - und das war eine Enttäuschung - die Gruppe, die gegen eine Umbenennung des Gustav-Frenssen-Weges protestierte, trat an diesem Abend kaum in Erscheinung, soweit sie überhaupt anwesend war.

In seinem Vortrag legte Kay Dohnke das Schwergewicht auf Frenssens propagandistische und publizistische Tätigkeit: Im Ersten Weltkrieg gehörte Gustav Frenssen zu den Schriftstellern, die sich in die vor allem englandfeindliche Kriegspropaganda einspannen ließen. Er, der bis dahin zu den vehementen Kritikern des Kaiserreichs gezählt, sich für soziale Gerechtigkeit, für die Rechte der Arbeiterschaft eingesetzt und die revolutionären Entwicklungen in Rußland mit großer Sympathie verfolgt hatte, wurde nun zum Kriegspropagandisten und Feindbildförderer. Anders verhielt Frenssen sich in den zwanziger Jahren, wo er zeitweise zum guten Botschafter der Weimarer Republik und eines friedliebenden Deutschland im Europa der Vaterländer wurde.

Seit dem Frühjahr 1932 aber schlug Frenssen sich mehr und mehr auf die Seite des Nationalsozialismus und begrüßte 1933 als das Jahr der großen Revolution für Deutschland. Von ihm schon um 1900 gehegte biologistische Ideen setzten sich endgültig durch. Aus dem liberalen, sozial engagierten Pastor und Prediger eines realisierbaren Gottesreiches auf Erden, aus dem im Kaiserreich meistgelesenen Schriftsteller,

der bürgerliche Moral als verlogen und widernatürlich angriff, wurde ein Propagandist radikaler NS-Ideologien von Menschenzüchtung bis hin zur Ausrottung „unwerten“ Lebens. In einer Flut von publizistischen Beiträgen hämmerte Frenssen seiner Leserschaft all das ein. Besonders in diesem zweiten Werk hinter dem ersten der Romane und Erzählungen legt Frenssen seine Überzeugungen offen dar.

In meinem anschließenden Statement wies ich auf Frenssens Vorliebe zu radikalen und vorurteilvollen Positionen hin. Er war alles andere, nur kein harmloser Heimatschriftsteller.

In der Diskussion wurde auch Frenssens Antisemitismus zum Thema gemacht, der sich erst ab Mitte der zwanziger Jahre abzeichnete, während der Autor vorher rege und auch freundschaftliche Kontakte zu Juden unterhalten hatte - etwa zu dem Reichstagsabgeordneten Georg Davidsohn und dem späteren Reichsaußenminister Walther Rathenau. Noch 1932 war Ludwig Holländer, Direktor des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, der Meinung, der Schriftsteller werde sich für Deutschlands Juden engagieren und gegen den Nationalsozialismus stellen. Frenssen selbst tat sich damals sehr schwer, seinen jüdischen Freunden den Gesinnungswandel zu erklären. In der Öffentlichkeit agitierte er nach 1933 bedenkenlos gegen die Juden.

Etliche von denen, die im Gemeindehaus von St. Peter-Ording mit dabei waren, sagten, daß die ausführlichen Sachinformationen über Frenssen unbedingt notwendig seien. Aber zu einer Entscheidung für die Straßenumbenennung half der Abend nur bedingt weiter.

Die Chance eines gemeinsamen Weges derjenigen, die sich an der Straßenumbenennung geärgert hatten, weil sie ohne Diskussion mit den Bürgerinnen und Bürgern entschieden worden war, zusammen mit Gemeindevertretung und denjenigen, die sich aufgrund ihrer Kenntnis von Frenssen für eine Straßenumbenennung aussprachen, wurde nicht genutzt. Seitdem haben sich Positionen verhärtet.

Wer in St. Peter-Ording die Beibehaltung des Namens „Gustav-Frenssen-Weg“ öffentlich befürwortet, lehnt trotzdem Nationalsozialismus, rechstradikale Ideen und Antisemitismus durchaus ab, findet Worte der Anteilnahme für das Schicksal des jüdischen Mitbürgers, dessen Eltern im KZ ermordet wurden und der selbst nur knapp dem gewalt-

vollen Tod entkam. Aber das Wissen über Frenssen ist immer noch ziemlich gering. Der Schriftsteller wird kaum gelesen. Es fällt schwer, sich von falschen Bildern zu trennen und sachlich der deutschen Vergangenheit jener Zeit nachzuspüren. Und bisweilen scheinen es vorwiegend ökonomische Argumente zu sein, die am vertrauten Namen festhalten lassen. Schade. Frenssen wäre eine gute Gelegenheit, sich auch einmal in St. Peter-Ording mit unserer Geschichte auseinanderzusetzen, Schritte des Verstehens zu gehen. Immerhin: Frenssen wird auch in St. Peter-Ording inzwischen nicht mehr für einen harmlosen Heimatschriftsteller gehalten. Die Geschichte geht weiter.

Dietrich Stein, Barlt

Verdienstkreuz am Bande an Harald Jenner und Rolf Schwarz

Es scheint, als fände die ausdauernde, hartnäckige und umfassende Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein nun doch häufiger eine unerwartete, aber durchaus verdiente Würdigung. Nachdem Gerhard Hoch mit der Ehrennadel des Landes Schleswig-Holstein ausgezeichnet und Thomas Schecks Arbeit zum Denkmalschutz im Nationalsozialismus mit dem Kieler Wissenschaftspreis prämiert wurde, fand am 1. November in Kiel eine weitere besondere Ehrung zweier AKENS-Mitglieder statt: der Historiker Dr. Harald Jenner und der Lehrer Rolf Schwarz wurden für ihre Forschungen über norwegische Gefangene in Schleswig-Holstein mit dem Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Früh schon hatte Rolf Schwarz einen Impuls für seine späteren Forschungen erhalten: als Schüler war er einmal in Hammerfest wegen seiner Nationalität von einem Norweger angefeindet worden. 1981 begann er dann zusammen mit Harald Jenner, sich intensiver mit dem Schicksal jener Norweger zu beschäftigen, die nach der deutschen Okkupation des Landes als Widerständler festgenommen und in Schleswig-Holstein inhaftiert worden waren. Über diese Gruppe von Menschen, die auf besondere Weise unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft zu leiden hatten, lagen damals kaum Informationen vor. Besonders in Norwegen selbst stießen die beiden aber auf so reichhaltiges Material, so daß sie 1988 bereits eine Ausstellung planten. Später unterstützte sie auch Schleswig-Hol-

steins Justizminister Klingner, indem er Akteneinsicht gewährte.

Die Ausstellung wurde schließlich 1990 zum 50. Jahrestag des deutschen Überfalls auf Norwegen eröffnet, außer in Schleswig-Holstein auch in Norwegen und Dänemark gezeigt und in einem Katalogbuch dokumentiert, das auch ausführliche zweisprachigen Textbeiträge enthält (Norwegische Gefangene in Schleswig-Holstein 1940 - 1945, hrg. von der Stadt Rendsburg, Rendsburg 1990).

Die Begründung für die Verleihung des Verdienstordens nahm ausdrücklich auf die Ausstellung Bezug. Doch auch vor und neben dieser besonderen Arbeit haben sich Schwarz und Jenner mit Aspekten der norddeutschen NS-Ge-

schichte befaßt: Harald Jenner publizierte größere Arbeiten über die diakonischen Einrichtungen Schleswig-Holsteins und Hamburgs zwischen 1933 und 1945, vor allem die Alsterdorfer Anstalten (1987) und das Diakoniewerk Kropp (1990). Rolf Schwarz widmete sich maßgeblich der breiteren Erforschung des Schicksals ausländischer Kriegsgefangener und Zwangsarbeiter in Schleswig-Holstein (Verschleppt zur Sklavenarbeit, hrg. zus. mit Gerhard Hoch, 2. Aufl. Alveslohe und Rendsburg 1988) und publiziert regelmäßig Aufsätze und Untersuchungen zur Aspekten der NS-Geschichte Schleswig-Holsteins.

Kay Dohnke

Zur Goldhagen-Debatte

Anlaß, mich an meine AKENS-Freunde zu wenden, ist die Veranstaltung des Instituts für schleswig-holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte zur „Regionalen Bedeutung der Goldhagen-Debatte“ am 9. November 1996 in Flensburg. Dabei war für mich am eindrucksvollsten Volker Ullrichs („Die Zeit“) Resümee dieser Debatte.

Der Tenor und die Schroffheit der ersten Kommentare zu diesem noch kaum zugänglichen und noch nicht in deutscher Übersetzung vorliegenden Buch ließen mich nicht nur hellhörig und neugierig werden, mehr noch: sie weckten in mir den Verdacht, hier sollte in aller Eile die deutsche Öffentlichkeit abgeschirmt, voreingenommen gemacht werden. Wogegen? War es dies, daß ein „Nicht-Kompetenter“ den Finger auf eine empfindliche Lücke legte, die zu schließen in der deutschen Zeitgeschichtsforschung bisher versäumt,

wenn nicht gar vermieden worden war?

Die zum Teil überaus emotionsgeladenen Reaktionen unter Historikern, deren Forschungsergebnisse uns alle bereichern haben, die längst zum Fundament unserer eigenen Bemühungen auf diesem Gebiete geworden sind, war zunächst kaum zu verstehen. Aber es mußte eine Erklärung dafür geben - auch in Flensburg. Doch dort fand ich sie nicht. Angesichts so vieler gedruckter Kommentare und im Fernsehen übertragener Diskussionsveranstaltungen habe ich den Eindruck, hier haben freigesetzte Emotionen bisweilen den in der Wissenschaft üblichen nüchternen Blick getrübt.

Ein Beispiel. Goldhagen wird eine monokausale Erklärung des Holocaust vorgeworfen. Eben diesen Vorwurf finde ich in dem Buch nicht begründet, weder in Vorwort und Einleitung, noch auch im gesamten Kontext. Wissen-